

HANS KRECH

#320

Unser Gottesdienst: Die Feier der heilschaffenden Gegenwart Gottes

„Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren“
Luk 4,21

Ich wohne seit kurzem in dieser Gemeinde. Am ersten Wochenende frage ich in der Nachbarschaft nach dem Gottesdienst. „Ja,“ heißt es, „jeden Sonntag 10 Uhr, und im Schaukasten an der Kirche steht, wenn es anders ist.“ In der Öffentlichkeit des Dorfes gibt es keine Werbung für den Gottesdienst. Die Informationen sind sehr bescheiden. Im Schaukasten ist neben ansprechend gestalteten farbigen Plakaten des Weltdienstes ein kleiner Zettel angebracht:

„Sonntag, 10 Uhr
Gottesdienst mit Abendmahl
Predigt: Pastor Schulze“

Ich komme ins Grübeln. Was wird außer der Predigt noch sein? Wer leitet das Abendmahl, etwa auch Pastor Schulze? Welche Musik wird es geben? Sollen die Leute kommen? Warum sollen sie kommen? Was können sie erwarten? Wer soll diesmal besonders angesprochen werden? Wenn ich den Zettel mit den Plakaten des Sportvereins vergleiche, muß ich annehmen, das Fußballspiel am Sonntagnachmittag sei wichtiger. Dafür wird geworben: *Ein ganz wichtiges Spiel, das Sie nicht versäumen dürfen!* Dieses Plakat hängt an allen Ecken. Der Fußball macht von sich reden, lockt zu kommen.

Am Sonntag im Gottesdienst – der Pastor sagt: „Wir begrüßen uns mit dem Spruch dieser Woche“. Wir tun es untereinander nicht. Nur er sagt ihn. Dann heißt er alle herzlich willkommen. Er ist freundlich. Ich frage mich: Sammelt sich hier nicht die Gemeinde im Vertrauen darauf, daß sie bei Gott *willkommen* ist? Sollte sie in diesem Vertrauen nicht bestärkt werden?

Es wird nun angekündigt, daß heute einiges anders sein wird, „damit es lebendiger ist“. Ein *lebendiger Gottesdienst* – das weckt meine Erwartung.

gen. Wir lernen einen Kanon; er gelingt nicht ganz, klingt aber schön. Wir machen Bewegungen zu den Liedern, die von der Kindergruppe gesungen werden. Nicht alle machen lustvoll mit. Die Abkündigungen haben die kommende Woche im Blick, sie knüpfen am täglichen Leben der Leute an. Sie sind verständlich, Bilder werden gezeigt und zu einigen Gruppenveranstaltungen wird ebenso ausführlich wie herzlich eingeladen. Dann ist der Gottesdienst zuende. Ich gehe nachdenklich nach Hause. Ein Nachbar begegnet mir. Er kommt vom Tennisplatz, erschöpft. Er habe gründlich etwas für die Gesundheit getan, sagt er. Und im Gottesdienst? War das die über alle menschlichen Grenzen hinausragende und -führende Feier Gottes mit seinem Volk? Ist darin die Gemeinde zu Hause, die „hier keine bleibende Stadt“ (Hebr 13,14) hat? Mündet hier das Leben aus der Vielfalt der Woche ein, um sich neu aus der Quelle des Lebens zu speisen? Hat sich – wie es in den Abkündigungen zum Ausdruck kam – das traditionelle Gewicht des Gottesdienstes am Sonntag auf die Vielfalt der Veranstaltungen in der Woche verlagert?

Der Gottesdienst ist äußerlich gesehen in unserer säkularen Welt eine Freizeitveranstaltung. Menschen, die an ihm teilnehmen, sind bewußt oder unbewußt mit geprägt von ihrer Zugehörigkeit zur Erlebnisgesellschaft und von deren Normen. Das trifft auch auf diejenigen zu, die nicht teilnehmen. Der Gottesdienst hat unter solchen Vorzeichen durch die Fülle von gleichzeitigen Freizeitangeboten eine bisher ungewohnte Konkurrenz erhalten und gerät unter Druck. Wenn er in dieser Situation nicht beiseite gedrängt werden soll, muß sein Profil in der Öffentlichkeit und im Vollzug deutlich zum Ausdruck kommen. Die Leute müssen erfahren, warum Gottesdienst so lebenswichtig ist, was sie nur hier haben können: Die Feier in der Gegenwart Gottes. Danach fragen wir.

I. Gottesdienst ist Kirche

Im Gottesdienst hat die Kirche ihre unversiegbare Quelle. Da ist sie unverwechselbar. Unser lutherisches Bekenntnis definiert die Kirche durch das, was im Gottesdienst geschieht: die reine Predigt des Evangeliums und die rechte (stiftungsgemäße) Feier der Sakramente. Warum?

Das entscheidende Heilsgeschehen in einer unheilen Welt ist, daß Menschen „vor Gott gerecht werden aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben“ (CA 4). Dies geschieht durch das Evangelium und die Sakramente, die Mittel, durch die Gott seinen heiligen Geist gibt, der solchen Glauben

wirkt „ubi et quando visum est Deo“ (CA 5). Darin hat die Kirche, was sie ist, was sie soll und was sie geben kann. Vieles andere am Bild der Kirche gehört dazu, ist schön, attraktiv, interessant, groß oder klein, prächtig oder bescheiden, sinnvoll und auch wichtig – *notwendig* ist nur, daß Gott selbst durch die Predigt und die Sakramente den Geist gibt, der den Glauben schafft, nährt, erneuert, durch den wir Anteil an Christus erlangen und daß er dies tut zu seiner Stunde. Das Augsburgerische Bekenntnis faßt damit außerordentlich knapp und präzise die Glaubenserkenntnis der Schrift und der Tradition der weltweiten Christenheit zusammen.

Freilich: Das Notwendige ereignet sich mitten in der Welt und in Formen, die aus einer bestimmten Lebensweise, aus einer konkreten Region und Zeit erwachsen sind. Gemessen an der uns umgebenden TV-Kultur und ihrer Kurzweiligkeit, hat dieses Notwendige der Kirche und ihrer Gottesdienste einen geringen Unterhaltungswert. Das Wort, das *sammeln* will, zerstreut nicht. Die Feier, die zur *Einkehr* lädt, ist kein Parade-Beispiel der Ausgelassenheit. Die *Gemeinschaft aller* läßt den Reiz des Wettbewerbs vermissen; eine Krönung von Siegreichen gibt es nicht. So ist die Versuchung groß, bei den anerkannten Freizeitangeboten zu lernen und Anleihen aufzunehmen. Deren Signale haben ja Wirkung, sind überall um uns, und wir nehmen sie ständig auf wie die Luft beim Atmen. Da gilt: Das Erlebnis ist machbar; es kann professionell geplant, gestaltet und an die Leute gebracht werden. Könnte man dann das nach unserem Bekenntnis Notwendige nicht ergänzen, anreichern, damit der Gottesdienst in der Freizeit akzeptabel bleibt? Ist nicht wenigstens ein Kompromiß anzuraten, um die Schwelle des Gottesdienstes für Menschen unserer Zeit niedrig zu halten?

Im Grunde ist damit eine wesentliche Frage gestellt: Was soll und muß stattfinden? Seit den Anfängen ist der christliche Gottesdienst das Gedächtnis von Kreuz und Auferstehung. Der Auferstandene tritt in die Runde der Seinen ein. Durch seinen Friedensgruß verbindet er sie mit sich und untereinander. Sie werden als sein Volk konstituiert: Er ist ihr Gott, und sie sind sein Volk. Damit ist die ganze Heilsgeschichte, von der die Schrift erzählt, unmittelbare Gegenwart. Da hinein begeben sich Menschen, wenn sie zum Gottesdienst kommen. Was seit alten Zeiten geschehen ist, wird mit ihm greifbar. Was für die äußerste Zukunft verheißen ist, tut sich in ihm jetzt schon auf: „Siehe die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein noch Leid noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß,

sprach: Siehe, ich mache alles neu“ (Offb 21,3 ff). In dieses Heilsgeschehen der Vergangenheit und der Zukunft kommen wir mit unserem Glauben, Fragen, Zweifeln, Hoffen im Heute des Gottesdienstes dazu (wenn sie geweckt wird, auch mit unserer Neugier). Und wir sollen gewiß werden, daß dies unsere ureigenste Vergangenheit ist und unsere ureigenste Zukunft. Weniger darf der Gottesdienst nicht sein. Er darf auch nichts anderes bezwecken wollen.

Die christliche Kirche, die auf den Friedensgruß des Auferstandenen in ihrer Mitte angewiesen ist, versammelt sich dazu vor allem am Auferstehungstag. Sie sammelt sich in der Zuversicht, daß der Auferstandene in ihre Mitte tritt, daß er seinen Geist gibt und sie in die Welt sendet. Sie erwartet, daß er mit den Versammelten teilt: seine Geschichten, sein Mahl, seine Fürsorge für die Schwachen, sein Lob des Vaters, seinen Blick zum Himmel, seine Liebe zur Welt als der Welt des Vaters. Die Kirche erwartet in all ihren großen Vorhaben und ihrer Ratlosigkeit, in ihren Plänen und ihrer Verzagttheit, in ihren Erfolgen und ihrer Schuld nicht weniger, als daß der Herr in ihrer Mitte zurechtbringt, vergibt, neu anfängt, versöhnt, daß er in ihrer Mitte seinem Volk dient. Darin liegt das Herzstück des Gottesdienstes. Weil dies lebensnotwendig ist, darum werden die Menschen am Auferstehungstag zusammengerufen. Dazu werden sie eingeladen. Das soll öffentlich werden. Dafür soll wirksam geworben werden. Dazu läuten die Glocken. Das muß auch angekündigt und damit bewußt gemacht werden, immer wieder, denn im gottvergessenen Alltag geht auch dieses Wissen unter der Hand verloren.

In ihrer Geschichte hat die Kirche die Erfahrung gemacht, daß es ein Herzstück des Gottesdienstes gibt und daß dieses Herzstück des Gottesdienstes bleibt: Gott redet ernst und freundlich mit uns, und er hält das Mahl mit denen, die er in die Welt senden will. Dieses doppelte Herzstück des Gottesdienstes ist durch die Jahrhunderte noch gefestigt worden. Und selbst die weitestreichende Anpassung des Gottesdienstes an eine lokale Kultur läßt diesen Kern erkennen. Mit diesem Herzstück kann die versammelte Gemeinde nur zurechtkommen, wenn sie von sich weg auf Gott schauen darf. Dann erschließt sich ihr das Geheimnis des Gottesdienstes, der „Schatz in irdenen Gefäßen“ (II Kor 4,7). Dann kann sie über das Augenfällige hinaus in eine Tiefe schauen, die nicht machbar ist. Dann kann sich ihr der weite Raum auftun, der jeder und jedem einen ganz eigenen Anteil am Erlebnis der Gegenwart Gottes ermöglicht – „ubi et quantum visum est deo“.

Um dieses Erlebens willen muß die Gemeinde am Herzstück des Gottesdienstes als seiner Mitte festhalten. Was ergänzt oder umgeformt, was einer bestimmten Zeit oder einem konkreten Ort angepaßt, was erneuert oder

völlig neu gestaltet wird, muß im Dienst dieses Kerns geschehen. Darin muß es jeweils deutlich erkennbare Gestalt gewinnen können, oder es ist überflüssig. Jüngste Umfragen zu Erwartungen an die Kirche in der säkularen Gesellschaft haben dazu ein bemerkenswertes Resultat gezeigt. Gerade Menschen, die ihren Glauben eher distanziert zu den kirchlichen Veranstaltungen praktizieren, erwarten, daß die Gottesdienste von ihrem wesentlichen Kern her ansprechend gestaltet werden; die Kirche soll danach im Gottesdienst bei ihrem Thema bleiben und nicht kaum unterscheidbare Alternative zu den Freizeitangeboten schaffen. Diese Beobachtung zeigt, wie gegenwartsbezogen die Kirche handelt, wenn sie in ihrem Gottesdienst den Schwerpunkt bei dem setzt, was ihr eingestiftet ist.

Die einzelne Gemeinde wie auch der Verbund von Gemeinden in einer regionalen oder nationalen Kirche bieten von ihrer Erscheinung her zunächst nur das Bild von Glaubensgemeinschaften. Sie umschließen Menschen vereinbarter Glaubensüberzeugungen. Sie stehen in gemeinsamen diakonischen und öffentlichen Diensten. Als Kirche Jesu Christi treten sie erst dann in Erscheinung, wenn sie sich mit ihrer gottesdienstlichen Versammlung hineinbegeben in den Gottesdienst zu allen Zeiten und an allen Orten, wenn sie Anteil nehmen am ewigen Lobpreis der himmlischen Heerscharen. Dann realisiert sich für sie, Teil zu sein der *una sancta ecclesia* des Glaubensbekenntnisses, der *communio sanctorum*.

Von ihrem Gottesdienst hängt für die Kirche Entscheidendes ab. Sie ist in allem, was in ihr und durch sie geschieht, nur Kirche, sofern sie sich aus dem Gottesdienst aufbaut, den Gottesdienst sucht und von Gottesdienst zu Gottesdienst lebt. Deshalb kommt auch „Kirchengemeinschaft“ zwischen den Kirchen angemessen nur zum Ausdruck, wenn sie „Gottesdienstgemeinschaft“ ist; sie kann und soll noch mehr einschließen, aber Gottesdienstgemeinschaft muß sie sein oder sie besteht nicht.

II. Gottesdienst ist Feiern

Wir *feiern* Gottesdienste. Das ist eine traditionelle Redeweise. Aber trifft sie auch?

Feiern hat in unseren Breiten einen hohen Stellenwert. Es durchbricht den Lauf der Zeit. Im Feiern wird in besonderer Weise Akzeptanz erlebt, die im Alltag nur an Leistung gebunden ist. Feiern bedeutet Aussteigen aus dem Streß, Vergessen aller Bedrohungen in Arbeitswelt und Gesellschaft überhaupt. Feiern ist häufig das Ziel für Anstrengungen, wenn andere Ziele

unsicher und fragwürdig geworden sind. Feiern gibt die Möglichkeit für soziales Erleben in der zur Isolation des einzelnen tendierenden Entwicklung. So ist Feiern fast zu einem Synonym für Glück geworden. Entsprechend hoch sind die Erwartungen, die an Feiern geknüpft werden: Sie sollen neue Räume erschließen in einer Welt, die ständig ihre Grenzen offenkundig werden läßt, die Möglichkeiten verschließt und Zugänge absperrt. Und es bleibt nicht aus, daß in die hohen Erwartungen schon die Enttäuschungen sowie die Furcht vor ihnen integriert sind.

Solches Feiern ist kein festliches Begehen eines vorhandenen Raumes. Es hat seinen Sinn im Surfen durch Unbekanntes und Ungewohntes. Esoterische und andere „exotische“ religiösen Gruppen sind daher gefragt. Feiern soll einen „Kick“ vermitteln, den der Arbeitsalltag – oder der Arbeitslosenalltag – durch Anerkennung und Erfolgserlebnisse oft nicht zu geben vermag. Es geht in unserer pluralistischen, säkularisierten Gesellschaft um die Ansammlung vieler außergewöhnlicher Erlebnisse unterschiedlichster Art. Und das Erleben wird dann nicht mehr zu einer linearen Biographie zusammengefügt, sondern eher in einer „Sammelbüchse“ ungeordnet und beziehungslos aufgehoben. Das höchstmögliche Ausreizen von außergewöhnlichen und ständig wechselnden Situationen macht in der Gesellschaft das Feiern zu punktuellen, auch voneinander isolierten Ereignissen. Man geht nicht mit Bedacht hinauf zu einem hohen Fest und langsam wieder herab in das Alltägliche; sondern schon während des Feierns ist der nächste, noch zu steigernde *event* das Thema.

Was bedeutet das für die Feier des Gottesdienstes? Soll die Messe mit gregorianischen Gesängen als nicht Alltägliches zum besonderen Angebot in der Freizeitpalette werden, im Wechsel mit Techno-Messen oder abgedunkelten, aber kerzenreichen Meditationsübungen? Ist der abwechslungsreiche, mit Spielelementen bestückte Gottesdienst in immer neuen Variationen das heute angemessene Feiern für religiös Gestimmte oder religiös Bedürftige? Ist es um der Menschen in dieser Kultur des Feierns willen nicht legitim, wenn der Erlebniswert des Gottesdienstes gesteigert wird und werden kann?

Das Studienprojekt des Lutherischen Weltbundes „Gottesdienst und Kultur“ (seit 1993) hat in allen Regionen ergeben, daß die Kultur in der Geschichte immer Auswirkungen auf die Gestalt des Gottesdienstes gehabt hat. Die Kultur hat den Gottesdienst geprägt, bereichert und zu seiner Profilierung beigetragen. Sie ist ihrerseits vom christlichen Gottesdienst in die Kritik genommen und verändert worden, wo sie die Würde des Lebens, ja das Leben selbst bedroht hat. Diese gegenseitige Beziehung ist in eine Geschichte der Auseinandersetzungen eingebettet. Sie war immer dann er-

tragreich, wenn die Bibel zur ausschlaggebenden Norm wurde. Dann hat das kulturelle Element den gottesdienstlichen Handlungen einen Lebensbezug vermittelt und die gottesdienstliche Handlung kulturell Abirrungen existentiell durch Erleben korrigiert. In unserer Situation bedeutet das: Wenn die Konzeption der Erlebnisgesellschaft von der Schrift her Zustimmung verdient, dann sollte die Feier des Gottesdienstes nach dem Maßstab des Erlebniswertes gestaltet werden. Wenn das Evangelium dieser gesellschaftlichen und kulturellen Ausrichtung widerspricht, muß auch der Gottesdienst ein Ort dieses Widerspruchs sein, an dem die Menschen frei sein können und frei sein sollen vom Zugriff dieser so geprägten Kultur. Das will sorgsam bedacht sein. Vorschnelle Antworten verbieten sich um der Menschen willen und um des Gottesdienstes willen.

Es ist durchaus bedenkenswert, daß die Erlebnisorientierung den Gottesdienst aus der Gefährdung herauslösen will, nur Informationsstunde oder Schulungsveranstaltung zu sein. (Der protestantische Gottesdienst hat eine gewisse Affinität dazu!) Das Kriterium des Erlebniswertes fordert dazu heraus, in der Gestalt des Gottesdienstes Raum zu geben für tieferes Erleben, das über rationale Kenntnisaufnahme von Mitteilungen hinausreicht. M. a. W.: es entspricht ja biblischem Zeugnis, daß im Gottesdienst der Gemeinde nicht nur über die Gegenwart Gottes geredet und daß sie plausibel gemacht wird, sondern daß die Gemeinde die Nähe des gegenwärtigen Gottes aufnehmen kann, über das hinaus, was intellektuell geplant und vorbereitet ist. Es ist legitim in der christlichen Spiritualität, das Empfangen der Gaben Gottes und den Lobpreis dafür nicht nur mit dem „Kopf“ zu bewerkstelligen, sondern das Wort im Herzen zu bewegen und lebhaft auszusprechen, was Leib und Seele berührt. Es gehört zum Zusammensein des Volkes mit seinem Gott, daß es sein Herz öffnet und sein Empfinden nicht verbirgt.

Andererseits ist es nötig zu bedenken, daß die Erfahrung der Gegenwart Gottes nicht programmierbar, und das heißt: machbar ist. Die feiernde Gemeinde ist miteinander auf einem Weg, auf dem ihre Versammlung im Namen des Herrn eine Station, ein Rastplatz ist. Die Station ist von dem Weg nicht zu trennen. Die da rasten und sich bewegen, tun das mit Blick auf den Weg. Der Gottesdienst ist daher als Mittel zu einem wie immer gearteten Zweck nicht geeignet, auch nicht zum Zweck einer packenden oder kulturvollen Freizeitbewältigung. Vielmehr ist hier das zweckfreie „Spiel“ derer, die sich in der Gegenwart Gottes unbeschwert verhalten können, weil sie das Beschwerliche von ihm aufgehoben wissen.

Es ist richtig, den Gottesdienst zu *feiern*, und zwar so, daß ihn die Menschen *begehen*. D.h. sie dürfen sein in dem, was Gottes ist. Sie dürfen einkehren in des Vaters Haus und zunehmen an Weisheit, Alter und Gnade

bei Gott und den Menschen (Luk 2,52). Sie dürfen erkennen, wie Gott ihnen in ihrem Alltag dient, wie er ihnen Mut macht, ihnen traut, ihnen gut zuredet, und sie dürfen sich dessen erinnern für den neuen Alltag, auf den sie zugehen. Begehen heißt Leib, Seele und Geist in Bewegung setzen, heißt nach innen schauen und in den Raum, heißt aufnehmen und abgeben, heißt sich äußern. Begehen ist das Gegenteil von „absitzen“, aber es schließt die Ruhe, die Rast ein. Begehen braucht Vorbereitung und achtet auf den Nachhall.

Zwischen den Mustern, die die Kultur liefert, und dem „Geschehen Gottesdienst“ gibt es wesentliche Unterschiede. Sie einfach zu verwischen, wird weder der Kultur noch dem Gottesdienst und schon gar nicht den Menschen gerecht. Brückenbauen ist angesagt: Menschen, die auf der Suche nach dem Besonderen, dem Konkreten sind, dürfen nicht mit Allgemeinheiten abgepeist werden. Gottesbegegnungen sind immer konkretes Geschehen. Denen, die den Schritt in ganz anderes wagen wollen, muß das Ungewohnte, selbst Fremde des Gottesdienstes nicht erspart werden, aber sie sollen erkennen, daß es für sie persönlich offen ist. Menschen, die in allem mitten drin zu sein gewöhnt sind, sollen im Gottesdienst Gelegenheit finden, sich zu beteiligen, und nicht als Hörergemeinde ruhig gestellt werden. Gerade für Jugendliche, die durch die Freizeit surfen, kann interessant sein, Stille zu erleben, eine verbindende Tradition, aber auch die Fülle von einzelnen Begebenheiten mit ihren jeweils spezifischen Akzenten, aus denen die Heilsgeschichte zusammengesetzt ist, und sie fragen nach wiederkehrenden und immer wieder erkennbaren Worten, Gesängen, Gesten, Symbolen. Das ist eines der Geheimnisse von Taizé!

III. Gottesdienst ist das Heute Gottes und der Menschen

Von Augustin lernen wir viel über das „Heute“. Ehe wir über die „heutige Zeit“ und den „heutigen Menschen“ sprechen, sollten wir Augustins Meditation in den „Confessiones“ lesen und bedenken. In der Anrede Gottes fügt er Zeit und Ewigkeit in eins: „Deine ‚Jahre sind ein einziger Tag‘, und dein Tag ist nicht ein ‚Tag um Tag‘, sondern ein ‚Heute‘, weil dein heutiger Tag nicht einem morgigen weicht, wie er denn auch nicht einem gestern folgt. Dein Heute ist die Ewigkeit“ (Confessiones XI, Kap. 13).

Für den Menschen ist die Vergangenheit nicht mehr und die Zukunft noch nicht. Sie sind nur bedeutsam, wie sie Gegenwart werden. D.h. von Belang sind alle 2000 Jahre Geschichte der Kirche nur in dem, was heute

von ihr da ist, angesagt wird. Gleiches gilt für die Zukunft: Alles Reden über sie und Orientieren auf sie hin ist ohne Belang, wenn sie nicht in das Heute hineinragt.

Die geplante Urlaubsreise in schöne Gefilde bleibt noch fern und blaß, solange sie mich nicht mit ihren Bildern, Vorstellungen und Erwartungen bewegt. Begebe ich mich aber hinein in das, was eigentlich nur in Zusagen da ist, erlebe ich die kommende Wirklichkeit schon jetzt. Das Künftige ist heute wirklich.

So zeichnet die gottesdienstliche Versammlung der Gemeinde eine gewisse Blässe und Ferne aus, wenn sie nicht als das Heute Gottes erkennbar wird, wenn es in ihr nur um das Reden über das Verheißene geht und nicht um das Hineinbegeben. Das hat Folgen für die Gestaltung des Gottesdienstes: Er ist der Ort, an dem sich das ansprechende und zusprechende Wort Gottes heute ereignet.

In liturgischen Büchern kommt das „Wort“ als Lesung vor, weniger als Predigt. Die Predigt ist einer anderen Disziplin zugeordnet. Das erweist sich als fatal. Die Predigt lebt im besonderen davon, daß sie das Heute des Wortes zum Ausdruck bringt. Wortgeschehen und Mahl sind aufeinander bezogen. Für beide gilt das „hoc est“, das Heute Gottes. Beide führen die Versammelten in die Blickrichtung Gottes hinein, auf die Welt hin – das Wort der Predigt in die Fürbitte, das Mahl in die Diakonie. Das Mahl vereint, die die Predigt *in dieser Stunde* ihrer Berufung gewiß gemacht hat, und die Predigt bezeugt vom Mahl: der Leib und das Blut Christi – *für euch* gegeben.

Die lutherische Tradition des Gottesdienstes ist zum einen von der mittelalterlichen Praxis geprägt, nach der die Predigt ihren Platz außerhalb der Eucharistiefeyer hatte, weil sie missionarisch nach draußen gerichtet war, um das Volk zu locken und zu lehren. Sie ist zum anderen bestimmt durch Luthers Predigt bei der Einweihung der Torgauer Schloßkirche. Bei dieser Gelegenheit ist so etwas wie die Definition lutherischen Gottesdienstes entstanden: „daß nichts anderes ... geschehe, denn, daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“. Mit dieser Hervorhebung des Wortes ist (überhaupt nicht im Sinne Luthers) – leider zu Lasten des sonntäglichen Abendmahls – für die folgenden Jahrhunderte der Schwerpunkt auf die Belehrung im Gottesdienst gelegt worden. Der Gottesdienst wird zur Lehrveranstaltung mit jeweils bestimmten pädagogischen Zielen. Prediger werden Lehrer, Gemeindeglieder zuhörende „Schüler“. Die Liturgie wird zum mehr oder weniger feierlichen Rahmen für die Lehrpredigt. Die reichen liturgischen Traditionen der Alten Kirche gehen weithin verloren; das litur-

gische Wissen verkümmert, die Praxis auch. Wer sich dennoch mit der Liturgie intensiver beschäftigt, gilt als „Liturgiker“ oder „Liturgist“, und das ist kein Ehrenname. Wie bei vielem ist diese Tendenz in Deutschland gründlich ausgeprägt und untermauert worden.

Diese einseitig ausgeprägte Tradition hat ihren Einfluß bis heute nicht völlig verloren. So werden viele Gottesdienste weniger von dem Heute der Liturgie bestimmt als von dem Gestern der erzählten Geschichte und dem Morgen der für erstrebenswert erklärten Ziele. Die Liturgie wird dann mit der Predigt harmonisiert, stimmig gemacht. Und das hat zur Folge, daß die Gedanken der Predigt ebenso in allem auftauchen, was in den weiteren liturgischen Stücken an Worten vorhanden ist – in Kyrie-Entfaltungen, in Kollektengebeten, in Fürbitten, in Präfationen ... Eine derartige Gewichtung des Predigtvorganges stand wohl hinter dem Zettel in unserem Schaukasten, der nur die Predigt für erwähnenswert fand. Sie ermöglicht zwar auch ein Erlebnis, wenn die Predigt gekonnt ist, aber sie bringt Gottes Heute und das Heute der versammelten Menschen nicht auf der Erfahrungsebene zusammen, sondern auf einer eher theoretischen Ebene. Sie schließt aus, die auf dieser theoretischen Ebene üblicherweise weder ihre Lebensfragen zu bewältigen suchen noch zu kommunizieren gewohnt sind. Hier kommt das so häufig zu beobachtende „theologische Predigen“ (meint: das Predigen in theologischen Begrifflichkeiten und Denkweisen) kritisch in den Blick, das nur die Fachleute zu faszinieren vermag, anderen eher den Eindruck vermittelt, hier sei überhaupt kein Heute im Blick. Weltferne – lautet der Vorwurf. Aber ist da nicht auch Gottesferne erkennbar?

Für Luther selbst war die Predigt im Verbund mit der Bibellesung noch die Ausrufung des Heils Gottes: Heute ist diesem Haus Heil widerfahren. Die Worte „für euch/für dich“ sind dafür kennzeichnend. Und wie die versammelte Gemeinde in der Synagoge von Jesus gehört hat „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren“ (Luk 4,21), so soll es die Gemeinde heute hören. Das meint, wir wissen nicht, ob es für solche Ansage eine Wiederholung gibt, aber es gilt: Heute hat die vergangene Heilsgeschichte und die zukünftige auf euch übergegriffen, und ihr werdet durch den Heiligen Geist ergriffen. Heute ist das ganze göttliche Heil für euch da. Das ist der unverwechselbare Inhalt dieser Stunde. Dies muß gesagt werden, damit diejenigen, die gekommen sind, nicht nach einer günstigeren Gelegenheit ausschauen für das, was sie vom Heil gehört und gelernt haben.

Wenn die Predigt aus ihrem liturgischen Zusammenhang des gesamten Gottesdienstes herausgehalten wird, nimmt sie Schaden. Sie muß auch nicht den gesamten Gottesdienst regieren. Sie ist eine Weise, in der Gott sich

mitteilt, der auf vielerlei Weise redet und handelt, der sein Heute nicht nur mit dem des Predigers oder der Predigerin verbindet, sondern mit dem Heute aller, die da sind.

IV. Gottesdienst ist eine Einheit und ist komplex

Das Wort Gottes braucht nicht nur Stimme. Es braucht Raum und Gestalt. Gleiches gilt für die Worte der Menschen. Die Kommunikation zwischen Gott und seinem Volk kann nicht auf einzelne Elemente des Gottesdienstes konzentriert werden. Alle sind eingefügt in das Ganze. Allen gilt die Epiklese, und alle haben doch ganz eigene Funktionen, Farben, Möglichkeiten. Das Wachen über das Einfügen ist die Aufgabe der liturgischen Leitung des Gottesdienstes. Es ist eine Aufgabe, die es in manchen Regionen des Luthertums ziemlich neu zu entdecken gilt. Mit der Entdeckung wächst dann auch die Kompetenz dazu. Diesem Ziel dient das Bemühen der Vereinigten Kirche mit der Einrichtung ihres Liturgiewissenschaftlichen Institutes in Leipzig. Liturgische Leitung muß in doppelter Weise acht haben: – auf die Menschen vor Gott, daß sie nicht zu groß und nicht zu klein gemacht werden, – und auf Gott, daß er nicht über dem vielen, das die Menschen bewegt, zu hoch oder zu niedrig gerückt wird. Liturgische Leitung muß die Spannungen, die dabei auftreten, aushalten. Ich will das an wenigen Beispielen der Liturgie verdeutlichen:

1. Sammlung der Gemeinde

Die Anfangssituation des Gottesdienstes ist *Sammlung*:

- Die so unterschiedlichen Individuen, die Gott zu seinem Volk gemacht hat, kommen von den eigenen Wegen in die erfahrbare Weggemeinschaft.
- Die zu Zeugnis und Dienst im Alltag der Welt Ausgesandten kehren zu ihrem Herrn zurück. Sie können soviel erzählen. Dabei wird ihnen ihr Versagen bewußt, ihre Verirrungen, ihre Schuld, aber auch das Staunen ist in ihnen über die Wunder, die sie erlebt und gesehen haben (vgl. Luk 9,10).
- Die den heilenden Zuspruch erwarten und erhoffen, werden ihrer Heilsbedürftigkeit und der der Welt erst recht gewahr. Ihr Halt ist, daß sie getauft sind und daß sie nun nicht mehr fern von Gott sind.

Wie gestaltet man dieses Sammeln? Das klassische Rüstgebet unserer Kirche, ein Bußgebet, ist allein nicht mehr hinreichend, alle diese Aspekte zu bündeln, also zu sammeln. Die Spannung zwischen der Ehrfurcht vor dem heiligen Gott und dem Zutrauen zu dem neuen Leben zusprechenden Gott darf nicht einseitig aufgegeben werden. Wie sie zum Ausdruck kommt, wirkt sich auf den gesamten weiteren Ablauf aus.

2. Anrufungen

Hier ist der Ort der Hinwendung zum dreieinigen Gott mit aller Welterfahrung, die von den Versammelten mitgebracht wird und nun präsent ist. Nur Gott kennt ihre Motive, aus denen sie gekommen sind! Was sie mitbringen, wird jetzt zusammengebracht mit dem Lobpreis des Gloria, das auch über die Welt gekommen ist und seitdem in der Welt seinen Platz hat. Beides kann so disparat sein und darf auch so disparat bleiben, weil Gott selbst so disparat begegnet. Erst die Vergewisserung, daß doch alles in Gott beschlossen ist, wie sie das Tagesgebet (Kollektengebet) ausspricht, bringt das Auseinanderstrebende zusammen zum Hören auf das Wort.

3. Schriftlesungen

Die geordneten Lesereihen des Lektionars sind kein Ergebnis himmlischer Anordnung, aber sie sind durchzogen von langer Erfahrung. Deshalb ist Ehrfurcht geboten. Es stimmt ja, daß manchmal die Texte sperrig sind und untereinander in gewissem Konflikt stehen. Aber sind die Erfahrungen mit dem manchmal so verborgenen Gott nicht gerade so? Ist damit nicht der Zugang zum Hören für diejenigen gegeben, die von Gott mehr erwarten müssen als kleine Hilfen im Alltag? Ich erlebe es leider immer wieder, wie Gott das Wort abgeschnitten, entzogen wird, weil es der Prediger so nicht für geeignet, für zu hart hält oder weil er mit der Predigt auf ein anderes Ziel hin will und alles stimmen soll. Tatsächlich gehören die Lesungen in das Wort der Predigt hinein. Sie sagen allesamt Gott an. Die Predigt kann sie nicht alle auslegen, aber anerkennen, daß sie alle gehört sind.

Lesungen sind nicht nur verständliches Ablesen; Gott kommt zu Wort. Das erfordert eine Gestalt der Wertschätzung. D. h. nicht nur die Reihenfolge der Buchstaben ist von Belang, sondern der Ort der Lesung, die Art und Weise des Vortrags, die Person, die vorträgt, die Zeichen, durch die das Wort

der Lesung liturgisch zur Geltung gebracht wird. Es ist zu fragen: Ist die Lesung bedeutsam für das Beten? Wird der Ort der Lesung geschmückt? In welchem Zustand ist das Lektionar? Woran können weniger Kundige erkennen, daß hier auf den hier gegenwärtigen Gott gehört wird?

4. Predigt

Gottfried Voigt, der etwas vom Predigen versteht, hat seinen Schülern für die Predigt einen einprägsamen Maßstab mitgegeben: „Was will Gott dieser Gemeinde an diesem Tag durch dieses Wort sagen?“ D. h. auch: Was will ER sagen, und was soll ich in seinem Auftrag und Namen laut machen? Diesen Maßstab gebe ich gern weiter; er taugt für das, was der Predigt liturgisch aufgegeben ist.

Über die Sinnhaftigkeit des sog. Kanzelgrußes wird viel diskutiert. Warum soll schon wieder begrüßt werden, wenn doch der liturgische Gruß am Anfang des Gottesdienstes seinen Platz hat? Ich gewinne diesem Gruß immer mehr eine sehr existentielle Bedeutung ab: Wer predigt, ist herausgestellt – von Gott und von der Gemeinde. Ordentliche Berufung dazu ist die Voraussetzung. Es folgt kein Spaziergang auf der Wiese nützlicher Gedanken, sondern das „So spricht der Herr.“ Der Friedensgruß weist auf den Auftraggeber hin, auf den Auferstandenen selbst. Der Prediger bringt zum Ausdruck, daß er diese Leute als Gemeinde des Herrn erkannt hat, der er nun den Frieden des Herrn verkünden soll. Und mit ihrem „Amen“ bekräftigt die Gemeinde, daß sie in dem Prediger den erkennt, der von Christus gesandt ist, verbindlich den Frieden zuzusprechen; den will sie hören.

Nur – dann müssen diejenigen, die predigen, auch dieses Gegenüber aushalten. In der Praxis werden so oft Signale von der Kanzel ausgesandt, die das Gegenüber verwischen sollen. Doch falsche Solidarisierungen verwirren: „Wir wollen hören ...“, „Ich wünsche uns, daß wir das schaffen“ ... Solche Solidarisierungen zeigen an: „Ihr dürft mich im Sagen nicht so ernst nehmen. Ich stehe dafür letztlich nicht ein. Ich weiß zwar vieles, weil ich Fachmann bin, aber ich bin mir auch nicht so sicher, denn ich bin ja wie ihr.“

Lernen wir vom hl. Augustinus! Er sagte: „Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof.“ Das ist klar. Die Gemeinde weiß, was sie erwarten kann und darf. Die Predigt soll ja nicht weniger, als das Reich Gottes in der Gegenwart des Herrn heute und an diesem Ort zu proklamieren. Das ist der Höhepunkt in dem ganzen Geschehen. Der muß als solcher erkennbar werden. Es ist durchaus nicht abwegig, wenn wir in der Form einmal darauf

achten, wie die Großen der Welt heute in unserer Kultur etwas proklamieren oder proklamieren lassen, das aller Leben betrifft und ändert, das verbindlich erklärt wird.

Und zugleich bleibt liturgisch auch hier eine Spannung: Die Proklamation geschieht einerseits dem ganzen Volk, und sie richtet andererseits sich in einführender, persönlicher Weise an die einzelnen. Beides hat sein Recht. Wieder darf der Liturg oder die Liturgin nicht die Auflösung der Spannung betreiben, sondern muß ihr um der Wahrhaftigkeit der Gottesbegegnung willen Raum geben, das Auseinanderstrebende beisammen halten.

5. Fürbitten

Fürbitten sind eine Folgerung aus der Predigt: eine Antwort der Gemeinde an den Herrn selbst. Der seinen heilenden Willen mitgeteilt hat, wird zur Hoffnung für die in Not. Aus dem, was er zugesagt hat, erwachsen die Bitten. Sie werden nicht durch eine Vorauswahl aus der Zeitung bestimmt. Sie folgen nicht dem Muster „Wir haben alles, und die anderen sollen auch etwas haben“. Vielmehr bittet die Gemeinde für alle: „Laß dein Heil die erfahren, die unter uns Menschen und Geschöpfen unter Unheil oder Heillosigkeit leiden.“ Fürbitten sind das Gebet für alle, denen Gott selbst durch das Wort der Predigt Gutes verheißen hat. Deshalb muß die Predigt ins Beten hineinführen und nicht nur gute Wünsche wecken. Die Sitte, die Predigt mit guten Wünschen abzuschließen, ist eine ungeistliche Erscheinung, die dem wirksamen Beten im Weg steht; ihr sollte der Abschied gegeben werden.

6. Bekenntnis und Lobpreis

Die andere Folgerung aus der Verkündigung ist die Doxologie: das Spiegeln der großen Taten Gottes, der Zusagen an sein Volk. Wenn die Predigt hier und heute das Reich Gottes ausgerufen hat, dann geschieht mehr, als daß Massen mobilisiert werden, dann läßt der Gottesdienst der Freude an diesem Reich in Wort und Gebärde freien Lauf. Und es kann nichts schaden, wenn zu sehen ist, daß die Gemeinde daran ihr Herz gehängt hat, daß ihre Freude sich wie ein Vogel in den Himmel aufschwingt. Wenn das Bekenntnis des Glaubens und der Lobpreis des Glaubens davon bestimmt werden, dann gelingen auch neue Bekenntnisse neben dem Bekenntnis der Kirche. Dann hat wohl die Predigt etwas ausgelöst. Dagegen gibt es nur

weniges, das der Predigt nachträglich so sehr im Weg steht wie Bekenntnisse, Lieder und Gebete, die das gepredigte Wort mit der Autorität des Gemeinsamen noch unterstreichen und beglaubigen sollen. Und doch ist die Versuchung dazu immer wieder so groß!

5. Gottesdienst ist die Stunde Gottes

„Ein jegliches hat seine Zeit“ – die Weisheit des Predigers Salomo (Kap. 3) begleitet uns täglich. Offensichtlich ist es schwer zu begreifen, daß es eine Stunde geben soll, die nicht die unsere ist. Was heißt das für den Gottesdienst?

Ich sehe landauf, landab einen erheblichen Aufwand für den Gottesdienst, zumal wenn er in einem größeren Kreis vorbereitet oder von Gruppen gestaltet werden soll. Und ich sehe zugleich das Problem mit der Erneuerung des Gottesdienstes für die ganze Gemeinde. Jede und jeder soll vorkommen im Geschehen, soll sich einbringen. Es gehört in der Tat zum christlichen Gottesdienst, daß der Lobpreis Gottes in der Vielzahl der Stimmen gesungen wird und daß die vielerlei Gaben des Geistes sich entfalten. Gott versammelt ja nicht eine Interessengruppe, sondern sein Volk: die Lauten und Leisen, die Kämpfer und die Geschlagenen, die Vorwärtsdrängenden und die Zögernden ... Sie alle kommen mit den unterschiedlichsten Erwartungen zu Gott, die sie ihm sagen möchten, wenn sie ihm begegnen: Bestätigung, Bitte um Rat, Hilfe, Ermahnung der Öffentlichkeit. (Wieviel wird zum Fenster hinaus gepredigt in der Hoffnung auf Kopfnicken hier und Gottes Eingreifen dort!) Sie erwarten allerdings nicht alle, daß sie ihm im Gottesdienst begegnen. Und doch sind sie alle – so bekennen wir es – in Gottes Blick und in seinen Augen wert geachtet. Läßt sich das überhaupt zusammenbringen? Ein Gottesdienst ist ja auch nicht der erste oder der einzige. Was tun?

Da ist eine gefährliche Versuchung. Weil die Menschen im Alltag der Welt es leicht haben, Gott zu vergessen, könnte man sie davon verschonen, ihnen dieses ausgerechnet am Sonntag, also in der kostbaren Freizeit bewußt (schuldbewußt) zu machen. Es ist die Versuchung, den Gottesdienst mit dem täglichen Leben zu harmonisieren. Sie ist in vielen Versuchen zur Modernisierung nicht sehr fern, aber auch nicht in den Bemühungen, den Gottesdienst weiter oder wieder nach Lebensmustern früherer (angeblich besserer) Zeiten zu gestalten. Beide Versuche gehen daran vorbei, daß die Gottesdienstfeier die einzigartig aktuelle Gelegenheit ist, in der Gott mit

seinem Volk zusammen sein will, um bei ihm zu wohnen, seine Tränen abzuwischen, von ihm wegzunehmen Tod, Leid und Geschrei. Und vielleicht ist gerade der eine Gottesdienst die einzige Gelegenheit für einen Menschen, dies zu erleben, Gott zu hören und zum Glauben zu kommen, d. h. die Stunde Gottes für ihn.

Diese Erkenntnis legt den liturgisch Verantwortlichen eine große Verantwortung bei und – sie entlastet sie. Ihnen wird die Sorge dafür aufgetragen, daß in jedem Gottesdienst Gottes Zuspruch und Anspruch ganz Gestalt gewinnt, seine Fürsorge und Leitung, sein Erbarmen und die Vergebung und der „aufgerissene Himmel“. Von dieser „Tagesordnung“ darf nichts auf das nächste Mal vertagt werden. Und sie sind verantwortlich, daß die ganze Gemeinde daran teilnehmen kann. Das erfüllt ihre schöne Aufgabe mit einem tiefen Ernst. Darum ist das, was geschieht, nicht einfach in ihr Ermessen gestellt. Sie haben ihr Reden und Tun zu prüfen, daß es nicht Geringeres anzeigt. Das Heilige fordert ihr Dienen.

Zum anderen wissen sie, daß die versammelte Gemeinde Gottes große Taten erfahren und erkennen wird zu *seiner* Zeit und Stunde. Darauf liegt die Verheißung. Das gottesdienstliche Geschehen wird zu seiner Zeit an diesem Ort „eingetaucht“ in die ganze Geschichte Gottes mit seinen Menschen, mit Adam und Eva, mit David und Salomo, mit Jesaja und Jeremia, mit Maria und Elisabeth, Maria und Martha, mit Petrus und Judas, Paulus und Timotheus, mit allen Heiligen und Vollendeten und den Heerscharen des Himmels. Es hat keinen geringeren Horizont. Gemessen an seiner Weite ist unsere pluralistische Gesellschaft noch relativ nahe beieinander. Deshalb muß uns vor ihren Herausforderungen auch nicht angst sein. Die Gemeinde, die ihren Gottesdienst begehrt, muß der Weite und Tiefe des Gottesdienstes selbst inne werden.

Es gibt ein unbestimmtes Ahnen in der Bevölkerung, daß der Gottesdienst ein Segen für die Leute sei. Man spricht nur nicht gern und offen davon. Selbst wenn kirchliche Mitarbeiter in Gemeinde und Landeskirchen öffentlich den kirchlichen Dienst darstellen, kommt vieles zur Sprache, bevor der Dienst Gottes an seiner Gemeinde genannt wird. Diese „Verschämtheit“ gibt zu denken. Der Gottesdienst paßt nicht so richtig in die vorhandenen Muster. Und sein Gelingen hängt eben zu einem wesentlichen Teil nicht von denen ab, die sichtbar dafür eintreten. Ihre Fachkompetenz ist gefragt, ebenso ihre sorgfältige handwerkliche Arbeit. Das gilt zweifellos. Aber die Wirkung im Geschehen entzieht sich zu einem beträchtlichen Teil der Leistung, die dafür vollbracht wird. Der Gottesdienst mit seinem innersten Herzstück will im Erleben aufgenommen werden, damit er sich segensreich auswirken kann. Daraufhin sind unsere Praxis und unser Erneuerungs-

wille zu prüfen. Er wird dann auch in der offensten Form kein *happening* im Sinn der Unterhaltungskultur werden. Wir sollten auch gar nicht erst den Eindruck erwecken, als könnten wir das doch damit verbinden. Aber eine Fülle von Möglichkeiten zum lebendigen, formreichen, ansprechenden Vollzug haben wir schon, und sie sind bei weitem nicht ausgeschöpft. Auf der Suche danach wird die Gemeinde entdecken, wieviel ihr der lebendige Gott dazu gegeben hat. Darauf darf sie sich einlassen – mit Fleiß und Staunen und Zweifeln und Zuversicht.

Es lohnt, sich auf diese Suche in unseren Kirchen und ihren Gemeinden zu begeben, wieder zusammenzukommen und davon einander zu erzählen. Aber wichtiger noch ist es, feiernd zu begehen, daß heute das Heil in unserer Mitte wirklich geworden ist. „Kommt mit,“ sollten wir den Leuten sagen, „da erfüllt sich das Wort Gottes vor euren Ohren.“